

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 37

Artikel: Das Bärfest

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645120>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit, welchen man ihm von Baumarcus aus gesandt hatte. Der sogenannte „Doktor“ gab nochmals einige Heilmittel; aber er gestand, daß er wenig Hoffnung auf Genesung des Kranken habe. Wirklich starb der Baron von Baumarcus 20 Tage später. Als wir Sonntags in Bern ankamen, fanden wir im Falken einen deutschen Baron und einen Kammerherrn des Königs von Dänemark. Wir aßen miteinander zu Nacht. Man sprach viel vom berühmten Micheli. Man sagte uns tausend Wunder von ihm, was bei diesen Herren den Wunsch entstehen ließ, ihn zu sehen, obgleich beide sich sehr wohl befanden. Man kann noch beifügen, daß der dänische Kammerherr seit mehr als zehn Jahren keinen Wein mehr trank. Als sie ihr Wasser überreichten, sagte Micheli lächelnd und ohne gepfiffen zu haben, zum Baron: Es freut mich, mein Herr, zu sehen, daß es Ihnen sehr gut geht; jedoch haben Sie Ihr Blut etwas erhöht. Sie würden gut tun, Spa- oder Selterswasser zu trinken, wenn Sie es bequem können. Dann sagte er zum Dänen: Sie sind nicht so kräftig wie Ihr Reisegefährte. Ich sehe, daß Sie keinen Wein trinken; fahren Sie fort, sich dessen zu enthalten, Sie werden sich nur umso wohler befinden. Aber wir wollen zu meinem Fall zurückkommen, es ist einer der sonderbarsten und seltsamsten. Vielleicht hat Micheli nie für jemanden so viel gepfiffen, wie für mich. Ich war in einer Ecke des Zimmers und hatte meine Augen fest auf ihn gerichtet, und da bemerkte ich, daß, während er andere Wasser untersuchte, er oft auf mein kleines Gefäß blickte, welches auf dem Fensterbrett neben ihm war. Von Zeit zu Zeit nahm er es, schüttete es und betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit.

(Phot. O. Rohr, Bern.)



Aus dem Bärenfestzug 1927. Laupen: Ds Achtringe.

Einige Wochen vor Jahresschluß ist es eine wichtige Sorge der Laupenbuben, am Orte selbst oder in einem Nachbardorf eine möglichst große Glocke oder Treichel zu bekommen für ds Achtringe, dazu einen Zuckerstocher mit wallendem Papierstrauß und ein langes, weißes Hemd als Überkleid, zu dessen Sicherung sich jetzt nur noch des Vaters Garderobe eignet. Die größten Buben rüsten sich aus mit einem Wachholder- oder Tannenzweigbesen an langer Stange und einem Kostüm aus zottigen Fellen mit Schreckmaske oder mit grellfarbigen Kleidern der vorigestrigen Mode und einer Schweinsblase an Schnur und Stecken. Am Silvesterabend, bei Nachtanbruch, gehen sie an den Schloßrain hinauf und stellen sich ein, die größten voran, die sechsjährigen Knirpse zu hinterst. Dann setzt sich der lärmende Zug unter Führung der Bejennmänner in Bewegung und durchzieht das Städtchen. Auf drei Plätzen bilden sie einen Kreis um ihren Sprecher, der den Umständen angemessene Verse losläßt.

gepfiffen, wie für mich. Ich war in einer Ecke des Zimmers und hatte meine Augen fest auf ihn gerichtet, und da bemerkte ich, daß, während er andere Wasser untersuchte, er oft auf mein kleines Gefäß blickte, welches auf dem Fensterbrett neben ihm war. Von Zeit zu Zeit nahm er es, schüttete es und betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit.

(Schluß folgt.)

Das Bärenfest.

Es ist etwas Sonderbares um das Erlebnis des Bärenfestes. Ich sehe den langen Festzug und bin zu wenig wohlwollender Kritik aufgelegt beim Anblick der Automobilbauernfreude und bei der Unsicherheit, die Fragen zu beantworten: Ist das nun gewesener oder seiender Brauch? Will man uns zum Stillstehen und Rückwärtsgehen einladen? Will man die Gegenwart und die Stadt schlecht machen?

Aber da erhebt sich ein zartes Singen in der Seele, und dieses Singen zittert und schwingt sich aus dem Herzen nach oben und drängt durch den Hals und setzt sich weich in die Augen und vertreibt die Kritik des Gehirns. Was singt mein Herz und meine Seele? Sieh, wie die Frau und Mutter mit dem stolzen Namen Bern ihren Namenstag feiert! Wie alle Kinder sich finden in ihrer weiten Wohnung, die geschmückt ist mit Fahnen und Flaggen und glimgenden Lämpchen! Wie die Festkleider ihre Träger als Kinder dieser



Aus dem Bärenfestzug 1927. — Melchnau hat das alte Melchnauer-Lied vom Schneiderlein im Ankebock dargestellt. Nachstehend der Wortlaut dieses Liedes: (Phot. O. Rohr, Bern.)

Sieh am-nen Ort im Kanton Bärn,
wohl a dr Gränze vo Luzärn,
im Oberamt Arwange.
Melchnau wird es tituliert
und ist vom Adel auch geziert,
besonders bei der Schmitte.
Vor alte Züte hei si da
ne groß Chueh zum eige gha
im Guger und im Bodme.
Zum Melchehet si müeße stah,
die vordere Bei im Guger ha,
die hindere im Bodme.

Dert obe-n dem Mühlrain,
dert het sie müeße gmüeche sein
am Morge-n und am Obe.
Bir Mühlili ischt e Weher gsi.
Wo me die Chueh het gmüeche dry,
dem Melchnau jo dr Name z'gä,
anstatt in einen Kübel.
Ginst het es si du zuegetreit,
es isch e Schnüider i Weher gheit,
Das war ja ein groß Nebel.
Druß, wo du ds Müllers hei im Herbst zu Kirchberg a der Stroß nach Bärn,
die Brechete hei gha, die grösst,
do isch es ne de glunge.

Si hei him z'Nuni i dem Stock,
da Schnüider i däm Ankebock
ou wieder umgejunge.
Und das het du der Anlaß gäh,
dem Melchnau jo dr Name z'gä,
vo wege dem Chueh melche.
Das Liedl ha-n-i nid erdacht,
Es het mer's Eine z'Dhre 'bracht
zu unterst bi der Emme;
und wär's nid gloubt, isch hür was
und cha darüber gränne! [särn

Mutter seit langer Zeit kennzeichnen! Der Feiernde will heute nicht Weltbürger, nicht Europäer und nicht Schweizer sein, sondern Berner, der ans Fest der Mutter geht, der in die Heimat, zu sich selbst zurückkehren will. Verstehst du nun das Zurückkehren? Zur Mutter zurück. Denn morgen fordert das Leben wieder das Schreiten, das Stürmen nach vorn, das Verdrängen des unendlichen Heimwehs.

Die Teilnahme der außerbernerischen Gäste kann in ihrer tieferen Bedeutung erst gewürdigt werden, wenn man sich ein ähnliches Fest am Tage der schweizerischen Bundesfeier vorstellt. Dann wären die Ausländer unsere Gäste, und sie und wir lernten Freunde und Brüder werden — wer weiß?

Das Bärnfest ist das einzige Fest der bernischen Frauen. Man denke es sich ohne sie, und aller Glanz und natürliche Frohsinn verflüchtigt sich augenblicklich. Das Fest unserer Mutter ist das Fest unserer Frauen. Das kann kein Rückwärtsgehen oder auch nur Stehenbleiben bedeuten. Das ist ein Zeichen der Zukunft. Die schlichte Bescheidenheit der Grindelwaldnerinnen und die erhabene Ruhe der Haslitalerinnen spricht dasselbe wie der halbbewußte Stolz der Emmentalerinnen und die spielerische Eleganz der Twannerinnen: wir sind wie ihr Männer gleichberechtigte Kinder der gemeinsamen Mutter. So geschnauft wirkt ungeahnterweise Essi, die seltsame Magd, als prachtvolles Symbol der neuen, der freien Frau.

Ein anderes Bild von bezaubernder Wucht und jahrhundertaltem Rhythmus geben die „Achtingeler“ von Luppen zu schauen. Die Ahnlichkeit mit den Maskentänzen vieler Primitiven ist nicht von ungefähr. Denn überall und dauernd ist der Kampf (und seine verhüllte Darstellung) der beiden Kräfte Werden und Vergehen. Überall im Natur- und Menschenleben. Der Winter, der Dämon, die Fratze, der Popanz, das finstere Tier, die schwingende Potenz, das Alter, die Hässlichkeit, das Böse (gesehen vom Gegner) erleiden den Ansturm und schließlich den Sieg von Schönheit, Frühling, Unschuld, Jugend, klingender Kraft, Güte... Unsere Mutter Bern wird wohl noch lange nach dem Fest über dieses tönende Rätsel nachsinnen.

Ich wiederhole: es ist etwas Sonderbares um das Erlebnis des Bärnfestes! Ich sehe den Festsplatz am Tag und in der Nacht und bin wieder zu wenig wohlwollender Kritik aufgelegt. Rudolf von Erlach und fliegendes Büffett, Stiftsgebäude und Stangenklettern, Berchtold von Zähringen und das Tessinerlied von den „Occhi neri neri neri“, Bauernkapelle und Bubikopf, Waadtländertracht und Charleston, farbiges Lichtgefunkel und rauschende Alarenacht, toller Budenpektakel und ragendes Gotteshaus...

Aber das zarte Singen steigt wieder empor, bis ich lächelnd ihm lausche. Über und in allem wirkt eine Einheit. Lachen die Leute von Stadt und Land einträglich und überübermütig? Sieht du, wie das Münster weise und gütig mitlacht und seine Schönheit sich verklärt? Schweigt der Dom und hört sinnend auf den Atem der Ewigkeit? Sieht du, wie alle Menschen und Dinge mitschweigen und ihr Atem jenem der Ewigkeit gleich ist?

Das Münster ist das schönste Denkmal und Sinnbild unserer gemeinsamen bernischen Mutter. Nicht als Haus des Glaubens, sondern als Gebäude, als Schöpfung, als Ausdruck eines einheitlichen Gestaltungswillens. Das Mittelalter baute daran und die Neuzeit, der katholische und der protestantische Glaube, der Denker und der Handwerker, der Künstler und der einfache Mann, der Städter und der Bauer, der Adelige und der Gemeine. Es ist das Werk des bernischen Volkes. Es mußte und wollte seinen stillen Garten und träumenden Gassen denen öffnen, die gekommen sind, um sich selber zu finden und auf ein Stündlein auszuruhen. Denn das Münster versteht ihr Suchen. Der Zivilisationsstaumel vor dem Krieg und der schaurige Zusammenbruch (auch der bloße „Zuschauer“ hat ihn erlebt) haben bewirkt, daß wir einen Halt suchen, suchend uns umwenden und suchend rückwärts schauen, etwas zu finden, an dem wir uns

wieder aufrichten könnten. Und was finden wir? Die Mutter, die treue, große Mutter Bern. Und damit finden wir uns selber. —

Nun habe ich auch den Weg zu diesem und jedem kommenden Bärnfest gefunden. Es ist ein Beweis, daß die bernische Lebensgemeinschaft sich selber neu entdeckt hat. Wenn diese Entdeckung tief in uns dringt, so werden große Teile unseres Volkes in einer seelischen Erneuerung froh vorwärts blicken können, Zielen entgegen, die freilich außerhalb der Kantons- und Landesgrenze liegen müssen. Cy.

Glas.

Von Ernst Balzli.

Sie spielten Fußball.

Natürlich im Schulzimmer. Wo hätten sie sonst spielen können? Drunter auf dem Turnplatz hatte die Geschichte nicht halb so viel Reiz. Bald rollte dort der Ball in den nahen Dorfbach, oder er flog in hohem Bogen über den Lattenzaun in Sonnmatters Rasberweide. Und beim Ueberklettern des Zaunes mußte man beständig mit einem Riß in den Hosen rechnen. Ferner war man drunter nicht so ungestört. Sobald man dem Ball den ersten Schlag versetzt hatte, kamen ein Dutzend andere Buben hergelaufen und wollten mitspielen. Das war lästig.

Aus diesen Gründen blieben in der Neunuhrspause der Noldi Krebs und der Willi Stump droben im Schulzimmer. Und in aller Heimlichkeit begannen sie Fußball zu spielen, trotzdem ich solche Stücklein streng verboten hatte. Vielleicht spielten sie just gerade deshalb, weil ich es verboten hatte...

Der Noldi Krebs stellte sich zwischen beiden Wandtafeln auf, während der Willi Stump seinen Platz hinten im Schulzimmer einnahm. Beide hatten den Rock ausgezogen und die Hemdärmel zurückgekrempelt. Der Noldi setzte den Ball in zwei Meter Entfernung vor sich hin, wischte sich den Schweiß heimlicher Aufregung von der Nase und hob dann das rechte Bein zum ersten Schlag.

Er war ganz zahm. Der Ball hob sich kaum vom Boden, rollte langsam und gemächlich zwischen den Bankreihen hin und wurde von Willi Stump mit Leichtigkeit gehalten. Der Junge lachte und schickte die Lederkugel auf denselben Weg zurück.

„Starker“, befahl er.

Der Noldi runzelte die Stirn. Er ließ sich nicht lumpen, bewahre! Er brauchte nur zu wollen.

„Achtung!“ rief er halblaut.

Und schon feste der Ball dahin, in ungefähr Brusthöhe. Der Willi tat einen mächtigen Satz und erwischte ihn. Dumpf dröhnte die Kugel gegen seinen Bauch. Er lachte lauter; ein fröhliches Feuerlein glomm in seinen Baden auf, und die Ohren leuchteten rot und aufgereggt. Rasch spuckte er das Geschoss zurück.

Auch der Noldi wurde eifrig. Er spürte ein Kribbeln und Krabbeln in den Zehenspitzen und ein Zucken in den Kniegelenken. Der Stumpf sollte nur nicht zu früh lachen! Wer weiß, wie bald ein Ungewitter bei ihm einschlagen konnte!

Umständlich, mit viel Sorgfalt setzte er sich den Ball zum drittenmal zurecht. Einen prüfenden Blick warf er noch auf den Willi, der lauernd wie eine Raie zwischen den Wandtafeln stand. Dann nahm er einen kleinen Anlauf und —

Krach! Platschte das Leder vorn an die Wand, daß die ganze Stube wackelte. Der Globus drohte vom Schrank herunterzufallen. Der Willi Stump hatte vorsichtig und feige den Kopf zwischen die Schultern gezogen.

„Goal!“ konstatierte der Noldi kaltblütig und stoppte den Ball, der von selbst zu ihm zurückgerollt war.

Der Willi richtete sich wieder auf.

„So — das gelingt dir aber nie mehr — von nun an halt ich jeden“, prahlte er.